Zeitschrift: Bulletin des Schweizerischen Elektrotechnischen Vereins, des Verbandes Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen = Bulletin de l'Association suisse des électriciens, de l'Association des entreprises électriques suisses

Herausgeber: Schweizerischer Elektrotechnischer Verein ; Verband Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen

Band: 68 (1977)

Heft: 20

Artikel: Festvortrag, gehalten anlässlich der 93. Generalversammlung des SEV von 10. September 1977 in Luzern

Autor: Egli, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-915073

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Festvortrag, gehalten anlässlich der 93. Generalversammlung des SEV vom 10. September 1977 in Luzern

Von A. Egli

Man hat mich gebeten, zu Ihnen über die Innerschweiz zu sprechen. Darf ich Ihnen in einem ersten, vielleicht etwas gelockerten Teil etwas darüber sagen, wie wir sind, oder besser gesagt, wie wir uns selbst sehen, um dann in einem abschliessenden Teil kurz einige wirtschaftspolitische Aspekte unserer Region darzulegen?

Sie haben Luzern zu Ihrem diesjährigen Tagungsort erkoren. Ihre Vereinsleitung hat einen Luzerner als Festredner bestimmt, und dazu noch – denn ein Unglück kommt selten allein – einen Juristen und Politiker. Ihre Vereinsleitung trägt daher die Mitschuld, wenn in meiner Vorstellung der Innerschweiz die eine oder andere Behauptung, wie es sich einem Politiker und zumal einem Anwalt geziemt, etwas voreingenommen oder sogar unverfroren ausfällt. So hören Sie denn etwas darüber, wie ein Luzerner diese Landschaft und Gesellschaft Innerschweiz erlebt und seine lieben Miteidgenossen, besonders jene ausserhalb seines eigenen Kantons, sieht.

Die Aussenstehenden, damit meine ich die später zur Eidgenossenschaft Gestossenen, pflegen die Innerschweiz als homogenen Block zu betrachten. Dem ist glücklicherweise nicht so; und wenn ich sage «glücklicherweise», so besteht bei uns hierin allgemein Übereinstimmung, denn alle danken dem Herrgott täglich, dass sie nicht so sind wie die andern.

Schon der Versuch einer räumlichen Umschreibung stösst auf Schwierigkeiten. Im allgemeinen zählt man aber die fünf Kantone bzw. Halbkantone um den Vierländersee und den Kanton Zug zur Zentral- oder Innerschweiz.

Die Zuger lassen das aber nur ungern zu. Sie genieren sich etwas, im gleichen Atemzug wie ihre armen Verwandten genannt zu werden. Das, was etwa Kuwait unter den weniger entwickelten Scheichtümern am Persischen Golf ist, das ist Zug unter den Ständen der Innerschweiz. Wer von Zürich, oder sagen wir besser, von Kloten kommend, in die Innerschweiz vorstossen will, muss unweigerlich in Zug einen Zwischenhalt machen; und von diesem Halt halten die Zuger sehr viel, denn als vor einigen Jahren Direktzüge Zürich–Luzern hätten eingeführt werden sollen, hat dies in Zug einen Mordsspektakel ausgelöst. Das hat sich denn offensichtlich gelohnt, denn von den 10 800 Aktiengesellschaften der Innerschweiz residieren 6300, also weit mehr als die Hälfte, im Kanton Zug. Davon bestehen allerdings die meisten nur aus einem Briefkasten. Die Zuger gelten als die Erfinder der Domizilgesellschaft. Diese Gesellschaften bezahlen dem Staat eine sehr, sehr mässige Steuer und eine weniger mässige Domizilgebühr ihrem Anwalt, dessen Sekretärin die spärliche Post umadressieren muss. So gelangt durch das Sieb des Zuger Bahnhofs nur noch etwas Schwemmsand bis nach Luzern, während die grösseren Kaliber dort aufgehalten werden. Das ärgert uns Luzerner, und wir sehen die Notwendigkeit eines Zwischenhaltes in Zug nicht ein, während doch jedermann in Luzern unbedingt anhalten muss, dies schon wegen des Sackbahnhofes, der allerdings zurzeit und für die nächsten drei bis fünf Generationen noch etwas unansehnlich bleibt.

Wer aber Zug und auch Luzern umgehen will, kann von Zürich, sogar auf einer Autobahn, direkt in die Innerschweiz einziehen, wenn er am südlichen Ufer des Zürichsees seeaufwärts vorstösst. Er gelangt so in die Bezirke Höfe und March des Kantons Schwyz. Aber auch dort muss er anhalten, weil nämlich die Fortsetzung der Autobahn hoffnungslos verstopft ist. Kein Kanton der Innerschweiz ist so ausgesprochen in verschiedene Wirtschafts- und Verkehrsräume aufgeteilt wie der Kanton Schwyz. So interessieren sich die Einwohner von Lachen weit mehr dafür, was in Rapperswil oder Wädenswil vor sich geht, als etwa in Schwyz oder gar in Küssnacht. Trotz dieser Verschiedenheit haben aber die Schwyzer *eines* gemeinsam, dass sie nämlich in den Volksabstimmungen regelmässig alle Vorlagen verwerfen. Dies würden sie bestimmt versehentlich auch dann noch tun, wenn man ihnen z. B. eine völlige Steuerfreiheit vorschlüge.

Die Schwyzer haben übrigens nicht nur der Schweiz, sondern auch Luzern den Namen gegeben. Die Ableitung des Namens «Schweiz» aus «Schwyz» ist offensichtlich; aber für Luzern bedarf es einer Erklärung: Früher, als es in Luzern noch echte Sünder gab, pflegten diese zur Busse zu Fuss nach dem weltberühmten Wallfahrtsort Einsiedeln zu pilgern. Sie bedienten sich dabei einer Abkürzung über einen Hügelzug südlich dieses Heiligtums, welcher «Katzenstrich» heisst. Von daher nannten die Einwohner von Einsiedeln die Luzerner «Katzenstrecker», welche Benennung auch in die Nomenklatur der übrigen Eidgenossen aufgenommen worden ist.

Doch verlassen wir dieses unwirtliche Land, wo man sogar die Pilger verhöhnt, und ziehen wir weiter gegen Süden, in das Herz der Urschweiz, nämlich in den Kanton Uri. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, gelegentlich einen Felsbrocken auf das Haupt zu erhalten, wählen wir die Axenstrasse, zurzeit noch die einzige Strassenverbindung aus der übrigen Innerschweiz zum Kanton Uri. Auf der andern Seeseite arbeitet man zurzeit eifrig am Seelisbergtunnel für die N2, damit unsere lieben Touristen auf ihrem Weg nach Süden das lästige Hindernis der See- und Alpenlandschaft schneller hinter sich zu bringen vermögen. Aber wir sind immer noch auf der Axenstrasse und gedenken der noch nicht allzu fernen Zeit, als diese noch nicht existierte und der einzige Zugang zum Kanton Uri über den See führte. Wer den heutigen Dialog zwischen Schiene und Strasse etwas näher verfolgt, kann sich vorstellen, welche Gefühle die damaligen Schiffsleute gegenüber den Erbauern der Axenstrasse gehegt haben müssen. An die Adresse der SBB sei allerdings vermerkt, dass im Gegensatz zu ihnen die christliche Seefahrt auf dem Vierwaldstättersee trotz aller Strassen und Bahnen, welche den See umsäumen, immer noch mit Erfolg, d. h. ohne staatliche Defizitdeckung betrieben wird. Neuerdings hat man ihr sogar auf dem Weg einer Kollekte annähernd fünf Millionen Franken aufgedrängt, allerdings mit der Auflage, einige fahrbare Museen zu unterhalten. Seit der Zeit Goethes hat offenbar die Werfttechnik Fortschritte gemacht, denn er vermerkte 1797 auf seiner Schiffahrt über

den Urnersee in seinem Tagebuch ziemlich lakonisch: «Leichte Gebäude der Schiffe, es hält eins nicht mehr als drei Jahre.»

Inzwischen sind wir nun in Altdorf angelangt. Am Beispiel des Kantons Uri kann das föderative Prinzip in der politischen Struktur unseres Landes am augenscheinlichsten verdeutlicht werden, wenn wir nämlich bedenken, dass in einer eidgenössischen Volksabstimmung um Verfassungsrecht die Standesstimme des Kantons Uri mit seinen 34 000 Einwohnern genau gleichviel zählt wie jene von Zürich mit über einer Million Einwohner und dass dieser Stand, ebenso wie der volkreichste Kanton, zwei Vertreter in die Ständekammer des Eidgenössischen Parlamentes abordnet.

Der Kanton Uri ist für uns Luzerner der am weitesten entfernte aller Innerschweizer Kantone, der einzige, mit welchem wir keine gemeinsame Grenze haben. Und doch bestehen vielfache Beziehungen zwischen Uri und Luzern. So schenken uns z. B. die Urner mit der Reuss das Wasser, d. h. sie geben es vorerst Ihnen, meine Herren; der Unterschied ist nur, dass sie es uns schenken. Als kürzlich im Eidg. Parlament die Frage der Erhöhung der Wasserzinsen zur Diskussion stand, hat den Urnern wie auch ihren Nachbarn, den Bündnern, Tessinern und Wallisern, ihre Einstellung zum Wasser den Namen «Wasserscheiche» eingetragen.

Die Urner liefern uns aber nicht nur Gutes. So haben sie uns z. B. vor rund 100 Jahren unseren damaligen Schultheissen *Konstantin Siegwart-Müller* geliefert, welcher uns und unseren gleichgesinnten Ständen das Debakel des Sonderbundkrieges eingebrockt hat. Darum haben wir ihn auch nach Gefechtsabbruch wieder nach Uri zurückspediert. Wir sind aber über diese Niederlage hinweggekommen; denn es werden auch in der Innerschweiz 20-Franken-Noten, welche bekanntlich das Antlitz General Dufours tragen, anstandslos als Zahlungsmittel entgegengenommen. Übrigens entstammt auch der derzeit regierende Schultheiss namens *Anton Muheim,* sozialdemokratischer Nationalrat, wie der Name bezeugt, einem Urner Geschlecht. Mit dem Sonderbund hat dieser allerdings nichts zu tun. Dafür darf er aber auch seinen dereinstigen Ruhestand bei uns verbringen, ohne dass wir mit dieser Bemerkung etwa die beschleunigte Herbeiführung dieses Zustandes bezwecken möchten.

Und schliesslich liefern uns die Urner noch den Föhn. Sie nennen ihn den «ältesten Urner». Ich behaupte sogar, dass dieses Naturphänomen Luzern im Wettbewerb mit den beiden andern eidgenössischen Vororten Bern und Zürich um die Ehre der Bundeshauptstadt gebracht hat. *Kuno Müller,* ein Luzerner Rechtsanwalt und Schriftsteller – diese Kombination sonst inkompatibler Tätigkeiten hat tatsächlich in Luzern existiert – Kuno Müller also schrieb in seinem Essay «Der Luzerner als Kind seiner Landschaft» vom Föhn folgendes: «Seine lähmende, erschlaffende Wirkung ist so eindrücklich, dass Würdenträger des Bundes schon behaupteten, man dürfe nie eine eidgenössische Behörde nach Luzern verpflanzen, weil die Nichteingeborenen ein Viertel des Jahres durch den Föhn arbeitsunfähig würden.» Es gibt zwar Politiker, welche behaupten, dass dieser Zustand am heutigen Standort der Bundeshauptstadt auch ohne den Föhn schon bestehe.

Die Weiterreise zum dritten Urschweizer Kanton können wir – wenigstens für die nächsten zwei bis drei Jahre – nur über den See machen, wenn wir nicht den langen Fussmarsch von Erstfeld über den Surenen-Pass nach Engelberg auf uns nehmen wollen. Wenn ich eingangs erklärt habe, die Innerschweiz sei kein homogener Block, so kann dies am augenscheinlichsten an den beiden Unterwalden demonstriert werden. Das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Halbkantone könnte zwar am kürzesten und präzisesten mit einem hierorts zirkulierenden Bonmot charakterisiert werden, das ich aber nur nachher, im engeren Kreise unter Ausschluss von Damen, weitergeben darf. Die Nidwaldner werfen den Obwaldnern vor, sie hätten 1798 den einfallenden Franzosen den Weg über das Aecherli, einen damals noch unwegsamen Übergang hinter dem Stanserhorn, gezeigt, was diesen erlaubt hätte, den Nidwaldnern in den Rücken zu fallen. Demgegenüber haben die Obwaldner schon etliches für historische Gutachten aufgewendet, um diese Verleumdung zu widerlegen. In der Tat sind die beiden Volkscharaktere völlig verschieden, und zwar nicht etwa in der Weise, wie es ihre geographische Lage erwarten liesse, liegt doch Obwalden an der schon zur Römerzeit begangenen Achse über den Brünig, während man in Nidwalden wenigstens geographisch an allen Enden in eine Sackgasse gerät.

Der Nidwaldner ist nämlich eher lebendiger, für Neues empfänglicher, unternehmungslustig, ja sogar etwas keck, was schon dadurch zum Ausdruck kommt, dass er sein Hoheitsgebiet etwas vorwitzig über den See hinaus auf die Nordflanke des Pilatus vorgetrieben hat. Das ist die Gemeinde Hergiswil, welche für den Luzerner das ist, was Panama und die Bahamas für die westliche Welt oder Liechtenstein für die Schweiz. Jeder begüterte Luzerner wird bei Differenzen mit seinem Steuerbeamten früher oder später einmal drohen, er werde seinen Wohnsitz nach Hergiswil verlegen. Andere lassen es nicht einmal auf einen solchen Streit ankommen, sondern residieren bereits mit Erfolg dort. Mit diesem luzernischen Kapitalexport können es sich die Nidwaldner leisten, als finanzmittelstarker Kanton eingereiht zu werden, während Luzern ständig an der Grenze zwischen finanzschwach und mittelstark oszilliert, zurzeit sind wir wieder einmal halbstark. An diesen steuerlichen Grenzverhältnissen wird sich wohl auch in Zukunft nicht viel ändern, denn der Nidwaldner lässt sich nicht sehr leicht harmonisieren.

Die Nidwaldner brüsten sich, den Luzernern zur Freiheit verholfen zu haben, indem sie uns den *Arnold Winkelried* gestellt hätten, welcher bekanntlich in der Schlacht bei Sempach im Jahre 1386, von habsburgischen Speeren durchbohrt, der Freiheit eine Gasse gebahnt hat. Dem können wir aber entgegnen, dass der nach Arnold Winkelried wohl berühmteste Nidwaldner, nämlich der in Ihren Kreisen nicht ganz unbekannte *August Albrecht,* auch nicht gerade ein ausgesprochenes Eigengezücht der Nidwaldner ist. Dazu kommt noch, dass ein Teil der heutigen Geschichtsforschung Winkelried als legendär behandelt, während August Albrecht unbestritten schon zu Lebzeiten eine sagenhafte Gestalt ist. Er hat zwar nicht der Freiheit, aber dem Durchgangsverkehr in Nidwalden eine Gasse gebahnt, nachdem ihm allerdings die Luzerner vorangegangen waren. August Albrecht gilt übrigens auch als Erfinder der Autovignette und soll ein Gelübde abgelegt haben, dass er nicht eher als Nationalrat resignieren will, als diese Vignette eingeführt ist. Das dürfte

den Nidwaldnern die nächsten paar Jahrzehnte Nachwuchssorgen für ihr einziges Nationalratsmandat ersparen.

Aber nun zu den Obwaldnern! Sie sind den zivilisatorischen Errungenschaften nicht sehr zugetan, gegenüber Neuem und Fremdem skeptisch bis ablehnend und haben es auch nicht nötig, den Aufbau und das Funktionieren ihres Staates in viele Vorschriften zu bannen, und wenn sie es ausnahmsweise trotzdem einmal tun, so bleiben diese Vorschriften eher etwas unverbindlich. Bis 1965 hatte z. B. Obwalden kein Baugesetz, und vor Inkrafttreten des Schweiz. Strafgesetzbuches – und teilweise auch heute noch – wurde in Strafsachen vornehmlich nach dem Dekalog jugiert. Sie sind der Überzeugung, dass viele Dinge sich von selbst erledigen, wenn man lange genug zuwartet, und sie weisen auch insbesondere in der Verwaltungs- und Gerichtspraxis nach, dass dieses Prinzip auch mit Erfolg funktioniert. Wenn ich in Obwalden bin, denke ich immer an Neapel, und zwar nicht nur wegen der soeben geschilderten Gelassenheit, sondern auch wegen des bekannten Sprichwortes: «Vedere Napoli e poi morire» – Neapel sehen und dann sterben! – Es lohnt sich tatsächlich noch, in Obwalden zu sterben, denn es ist zusammen mit Schwyz noch der einzige Kanton ohne Erbschaftssteuern.

Bevor Sie die Innerschweiz verlassen, möchten Sie vielleicht doch auch noch dem Stande Luzern einen kurzen Besuch abstatten, und da wir noch in Obwalden sind, empfehle ich Ihnen den Weg über den Glaubenberg oder über Glaubenbielen. Dann werden Sie nämlich erstens jene Gefilde kennenlernen, in welchen jeder Luzerner Infanterist, je nach seinem militärischen Grad, zwei Monate bis zwei Jahre seines Lebens verbracht hat, und zweitens machen Sie vorerst einmal Bekanntschaft mit der sonderbarsten Gattung Mensch des Kantons Luzern, nämlich den Entlebuchern.

Auch diese beweisen wiederum die pluralistische Gesellschaft der Innerschweiz im allgemeinen und des Kantons Luzern im besonderen. Die Entlebucher lassen sich nämlich ethnologisch nirgends einordnen; man muss annehmen, dass vor Jahrmillionen irgendwo im Waldemmetal eine eigene, sozusagen private Urzeugung für die Entlebucher stattgefunden hat. Die Entlebucher heben sich aber auch in ihrem Selbstverständnis bewusst von der übrigen Welt ab: Was ausserhalb ihres Tales liegt, bezeichnen sie kurz als «Gäu». Das Gäu reicht also von Wolhusen bis mindestens zum Ural und von Wiggen bis Gibraltar. Als einmal ein Entlebucher Bube im Religionsunterricht über Moses befragt wurde, erklärte er, den kenne er nicht, es sei wahrscheinlich ein Gäuer. In Ihren Kreisen, meine Damen und Herren, darf noch erwähnt werden, dass das Entlebuch meines Wissens eines der wenigen Täler der Innerschweiz ist, dessen Gewässer Sie nicht nutzen. Dabei wären Sie gerade hier zu sehr günstigen Konditionen zu Ihrem beliebten Wasser gekommen, da die Entlebucher das Wasser verabscheuen und ihr Nationalgetränk Kaffee-Buffet vorziehen.

Weiss also der Entlebucher mit handfesten Dingen seiner Umwelt adäquat umzugehen, wird dem Hinterländer – das sind die Leute nördlich des Napfs – eine mystische Neigung nachgesagt; der Surseer ist wiederum redseliger und rühmt sich gerne einer gewissen, wenn auch bourgeoisen Noblesse. Nicht umsonst wird Sursee als Versailles Luzerns bezeichnet. Das Seetal ist die einzige Weinbaugegend des Kantons von einiger Bedeutung, ich erinnere an die Staatsdomäne Heidegg. Dies und die Lieblichkeit dieser Seelandschaft liessen den Volkscharakter nicht unbeeinflusst. Wiederum völlig anders sind die Leute in unseren überseeischen Besitzungen, nämlich in der Gegend von Weggis und Vitznau, an den Flanken der oder des Rigi (die Bisexualität dieses Berges konnte bisher von den Sprachforschern und Geographen noch nicht behoben werden). Man hört es den Weggisern und Vitznauern schon an ihrer Sprache an, dass sie der Urschweiz näher liegen.

Es bleibt mir noch vorbehalten, etwas über die Stadt Luzern zu sagen. Um die Gefühle unserer Innerschweizer Mitbürger zu schonen, nenne ich sie absichtlich nicht die Metropole der Innerschweiz, auch wenn sie es ist. Am Ausfluss der Reuss bestand nachgewiesenermassen schon im 9. Jahrhundert eine Siedlung. Die amtliche oder verwaltungsinterne Geschichtsschreibung hat aber das Gründungsdatum auf das Jahr 1178 festgesetzt, dies vermutlich darum, damit die uns im nächsten Jahr bevorstehende Jahrhundertfeier noch in die Amtszeit des zurzeit glorreich regierenden Bürgermeisters fällt. Unser Stadtoberhaupt und Nationalrat Dr. *Meyer* ist durch seine Tatkraft und Vielseitigkeit bekannt. Er pflegt seinen Gedanken in kurzer und prägnanter Fassung Ausdruck zu geben, und zwar dermassen, dass er, seit er vor einigen Jahren dem bekannten deutschen Schriftsteller Zuckmayer eine Ehrenrunde überreichen durfte, kurz «Zackmeyer» genannt wird. Aus der berühmten «Blumenkistenaffäre» von Luzern wissen Sie auch, dass unser Stadtoberhaupt eine ausgesprochene Abneigung gegen Männer mit langen Haaren hat, wie übrigens auch der Sprechende, dieser aber gegen Haare überhaupt.

Es ist eigenartig, wie viele nördliche Touristen der letzten zwei Jahrhunderte, worunter auch Goethe, gemäss ihren Aufzeichnungen und Briefen in Luzern den ersten südlichen, ja italienischen Hauch verspürt haben wollen. Wir möchten für uns nicht etwa in Anspruch nehmen, als erste Stadt des mediterranen Raums zu gelten, etwa so, wie wir in meinen Berufskreisen schon früher und neuerdings noch vermehrt zu sagen pflegen, dass in Airolo der Balkan beginnt. Es mag durchaus sein, dass der rein-italienische Renaissance-Stil einiger repräsentativer Bauten unserer Stadt, wie etwa das Rathaus und der Rittersche Palast, welcher heute als Regierungsgebäude dient, oder die Vegetation am Ufer der Bireggbalbinsel im Süden der Stadt italienische Assoziationen wachrufen.

Nahm Luzern offenbar vor Anbruch der neuen Zeit wirtschaftlich und kulturell eine Vorzugsstellung ein, muss unumwunden zugegeben werden, dass unsere Region ganz allgemein auf wirtschaftlichem Gebiet mit der Entwicklung des 20. Jahrhunderts nicht mehr ganz Schritt halten konnte. Was sind die Gründe hiefür? Es kann nicht daran liegen, dass etwa der Luzerner oder seine früheren politischen Führer ganz allgemein für Neues nicht aufgeschlossen gewesen wären und den Anbruch der neuen Zeit nicht verspürt hätten. So darf z. B. an folgendes historisches Ereignis erinnert werden: Als nämlich Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich einige Philosophen entdeckten, dass die Menschen alle gleich sind, war das aristokratische Regime Luzerns das erste der Schweiz, welches freiwillig abdankte, während andere dies erst unter dem Eindruck napoleonischer Kanonen taten. Es

ist kaum vorzustellen, was unsere heutige Regierung nun tun wird, wenn neuerdings entdeckt wird, dass nicht nur alle Menschen, sondern auch Mann und Frau gleich sein sollen. Doch kehren wir zurück nach Luzern, wo solche Unterschiede, wenn nicht juridisch, so doch mindestens physisch noch hochgehalten und auch praktiziert werden. Oder liegt der Grund unseres Rückstandes etwa darin, dass wir Luzerner von den Freuden des Lebens mehr halten als von ökonomischen Werten, wie etwa ein Gesandter Ludwigs des XIV. an seinen Gebieter in Paris geschrieben hat: «Das Volk von Luzern ist nicht sehr reich, aber sie leben dennoch bequem, trotz der ansehnlichen Summen, die sie alljährlich ausgeben müssen, um im Elsass und in Italien Wein zu kaufen.» Auch Herrn Goethe ist gemäss einer Tagebuch-Notiz in Luzern «eine sichtbar ungezwungenere Gemeinschaft der beiden Geschlechter als in Zürich» aufgefallen. Oder ist es «der Hang zum Ungreifbaren», wie es unser Luzerner Priester-Schriftsteller *Josef Vital Kopp* in seinem «Luzerner-Spiegel» genannt hat oder der Sinn für die «Rückseite der Dinge dieser Welt» (auch ein Wort von Vital Kopp), welche uns so lange ökonomische Güter vernachlässigen liess?

Die Gründe liegen wohl nicht nur im Volkscharakter, sondern in der historischen Entwicklung. Mitschuldig ist vorerst einmal die politische Leidenschaft des Luzerners und sein irraszibles Gemüt in politischen Dingen. Während andere Kantone emsig das Industriezeitalter vorbereiteten, hat man hierzulande politisiert. Auch heute noch pflegen gelegentlich weltgeschichtliche Grossereignisse von kantonal- oder gemeindepolitischen Kämpfen verdrängt zu werden, und es bäumt sich im kantonalen Parlament bei Abstimmungen die eine Hälfte des Saales förmlich gegen die andere auf. Ich kann Ihnen sagen, erhabene Momente für einen Parlamentarier, vorausgesetzt natürlich, dass er auf der richtigen Seite des Halbrundes sitzt! Es spielte ferner auch mit, dass nicht nur die Regierenden, sondern auch die Bürger aus dem Volke in fremden militärischen Diensten ihr Geld vielleicht nicht gerade leicht, aber doch auf etwas abwechslungsreicherem und abenteuerlicherem Wege verdienten als ihre emsigen und zielbewussten Miteidgenossen in Zürich und anderswo, denen der Reformator Zwingli das Reislaufen verboten hatte.

Meine Damen und Herren, diese Charakterisierung des Luzerners ist der Versuch einer Begründung und nicht etwa ein Programm. Sie soll nicht bedeuten, dass wir es uns bei Festen, Politik und Meditation selbstgefällig wohl sein lassen und uns im übrigen auf den Finanzausgleich vertrösten. Darauf ist nach den neuesten Finanzabschlüssen des Bundes und der sogenannten reichen Kantone ohnehin kein Verlass mehr, und die Grenzen zwischen reichen und armen Kantonen beginnen langsam zu zerfliessen. Die grossen Anstrengungen zur wirtschaftlichen Förderung, welche in den Innerschweizer Kantonen in den letzten Jahrzehnten unternommen worden sind, dürfen nicht übersehen werden. Ich möchte Sie nicht mit Statistiken langweilen, aber doch einige signifikante Fakten erwähnen: Während sich in der Schweiz die Zahl der in der Industrie Beschäftigten in den letzten 50 Jahren verdoppelte, nahm sie in der Innerschweiz um das Zweieinhalbfache zu. Das Spiegelbild dazu präsentiert die Zahl der in der Agrarwirtschaft Beschäftigten. Diese sank in den letzten 10 Jahren in der ganzen Schweiz von 11 % auf 6 %, in der Innerschweiz aber von 17 % auf 9 %. Durch wirtschaftliche Förderungsmassnahmen auf verschiedensten Gebieten, wie Industrielandbeschaffung, Erschliessungen, Finanzhilfen und nicht zuletzt auch Steuererleichterungen, ist es in den letzten Jahren gelungen, Unternehmer aus dem In- und Ausland zu Niederlassungen in unserer Region zu ermuntern.

Einher mit dieser erfreulichen Entwicklung ging ein grosszügiger Ausbau des Bildungswesens. Als gutes Beispiel interkantonaler Zusammenarbeit darf ich hier das Innerschweizerische Technikum erwähnen, welches 1958 gegründet wurde und in den nächsten Tagen seinen Neubau in Horw beziehen kann. Heute steht die Innerschweiz vor einem neuen, grossen Werk der Zusammenarbeit, nämlich der Gründung einer Hochschule. Wir möchten damit einen Beitrag zur Entlastung der heutigen Hochschulkantone und zur Überwindung der sich abzeichnenden Engpässe an den bestehenden Hochschulen leisten. Selbstverständlich erwarten wir davon auch gewichtige Impulse für die weitere kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung unserer Region. Es wird sich zeigen, ob das Innerschweizer- und insbesondere das Luzerner Volk die Weitsicht, aber auch den Opfermut für dieses Unterfangen aufbringt.

Diese etwas zögernde und weniger boomhafte wirtschaftliche Entwicklung der Innerschweiz brachte allerdings auch eine bessere Ausgeglichenheit nach Branchen mit sich, dank der sich bei uns weniger Strukturanpassungsprobleme als anderswo stellten. Aus dem gleichen Grunde lag in den letzten Rezessionsjahren der innerschweizerische Arbeitslosenbestand wesentlich unter dem schweizerischen Mittel.

Gerade darin sehe ich die Chance unserer Region, in einem breiten Spektrum wirtschaftlicher Tätigkeit von der Industrie über Handel und Gewerbe, Dienstleistungen und Agrarwirtschaft bis zum Tourismus eine ausgewogene und resistente Volkswirtschaft herzustellen. Dieses Gleichgewicht kann sich nur unter den Impulsen möglichst vieler und möglichst dezentralisierter Einzelentscheidungen einpendeln. Ich verkenne die Wohltaten regionaler Strukturpolitik des Staates, wie sie soeben der Bund neuerdings wieder aufnimmt, durchaus nicht, betrachte aber eine Gesetzgebung, welche die private Initiative nicht unnötig beklemmt und auf regionale Besonderheiten Rücksicht nimmt, als noch wichtiger. Ich denke dabei an Raumplanung, Umweltschutz, Finanz- und Verkehrspolitik und nicht zuletzt auch an Ihren Bereich, die Energiepolitik, wo neuerdings der Staat plötzlich zur Weissagung über künftige Konsumbedürfnisse berufen wird und diese Weissagungen bei der Wirtschaft auch durchsetzen soll.

Zum Schluss, meine Damen und Herren, hoffe ich, es sei mir gelungen, Ihnen das Volk der ersten Eidgenossen, sein Land, seine Art und sein Streben etwas nähergebracht und auch verständlicher gemacht zu haben. Ich versichere Ihnen: Auch wir wollen unseren Beitrag an das Wohl der ganzen Republik leisten. Aber lassen Sie uns trotz allem den Glauben und die Überzeugung, dass sich der Wohlstand, das Wohlbefinden, das Glück eines Volkes nicht allein am Bruttosozialprodukt messen lässt.

Adresse des Autors
Dr. iur. *Alphons Egli*, Ständerat, 6046 St. Niklausen.